

**Hans Dieter Zimmermann**  
**Theodor Fontane und die protestantischen Juden.**

Theodor Fontane besprach in einer umfangreichen Rezension, die in zwei Teilen in der »Vossischen Zeitung« am 17. und 24. November 1878 abgedruckt wurde, die »Jugenderinnerungen eines alten Berliners« von Felix Eberty. Eberty ist ein direkter Nachkomme von Veitel Heine Ephraim (1703 – 1775), dem Juwelier und Bankier, der Friedrich II. half, die Kriege zu finanzieren, und der vom König, sobald die Kriege vorüber waren, fallen gelassen wurde. Einer von vier Söhnen war Joseph Veitel Ephraim (1730 – 1786), ebenfalls Hofjuwelier. Dieser wiederum zwei Söhne Veitel Joseph und Heimann Joseph (1784 – 1856). Heimann Joseph nannte sich seit 17. September 1810 Hermann Eberty. Die Trennung vom Judentum fiel ihm schwerer als die von seinem jüdischen Namen: erst 1840 ließ er sich taufen. Sein Sohn, also der Urenkel des Veitel Heine Ephraim, ist jener Felix Eberty (1812 – 1884), dessen Erinnerungen Theodor Fontane besprach.

Auch andere Nachkommen änderten ihren Namen Ephraim. Der erstgeborene Sohn von Veitel Heine Ephraim, nämlich Ephraim Veitel (1729 – 1803), hatte zwei Söhne: Heimann Veitel (1763 – 1821), dessen drei Söhne sich Ebers nannten, und David Ephraim (1762 – 1834), der sich schließlich Schmidt nannte: Johann Andreas Schmidt.

Zu Felix Eberty: er wurde mit 14 Jahren getauft. Alle anderen Mitglieder der Familie blieben im jüdischen Glauben. Der Vater wollte mit der Taufe wohl Felix den weiteren Lebensweg erleichtern. Felix gehörte hinfort zur evangelisch reformierten Gemeinde, also zu den Calvinisten. Die Calvinisten waren den Juden sicherlich näher als die Lutheraner; die judenfeindliche Schrift Luthers war nicht vergessen.

Die preußischen Könige waren Calvinisten, während die meisten Preußen Lutheraner waren. Die Taufe von Felix war also nicht nur eine Anpassung an die christliche Umwelt, die gehörigen Druck ausübte, sondern auch eine ans Königshaus. Preußen war nicht so tolerant, wie gerne behauptet wird. Der große Kurfürst, der die Hugenotten ins Land rief, hoch qualifizierte Leute, die Berlin einen Zivilisationsschub gaben, wie Fontane schreibt, der selbst aus einer Hugenottenfamilie stammte, der große Kurfürst war Calvinist und die Hugenotten waren Calvinisten. Er war also nicht tolerant, sondern hilfsbereit, er half Glaubensgenossen. Katholiken waren nicht willkommen und Juden auch nicht. Erinnert sei auch an den Kulturkampf, in dem die preußische Regierung unter Bismarck versuchte, die katholische Kirche dem Staat zu unterwerfen wie die evangelische; zeitweise saßen Hunderte Priester, Redakteure, sogar Bischöfe in Preußen im Gefängnis.

Die Juden standen unter besonderem Anpassungsdruck. Fontane zitiert aus Eberty's Erinnerungen ein Beispiel für diesen Druck. Felix Eberty studierte in Bonn Jura, seine Professoren waren u. a. Karl Friedrich von Savigny und Eduard Gans, letzterer war Jude.

»Gans sprach viel und gut. Er sprach eigentlich immerfort, so dass in seiner Gegenwart nicht leicht ein anderer zu Wort kam. Der Minister Altenstein wollte ihn gern für die Universität gewinnen und ließ ihm zureden, zum Christentum überzutreten. Er widerstand um so leichter und länger, als er, als wohlhabender Mann, auch ohne Staatsanstellung leben konnte. Als man indes nicht abließ, in ihn zu dringen, sagte er zuletzt: »Nun gut, wenn der Staat so borniert ist, dass er mir gestattet, ihm in der Art zu nutzen, wie es meinen Fähigkeiten angemessen ist, es sei denn, dass ich ein Bekenntnis ausspreche, an das ich nicht glaube, und von dem auch der

Minister sehr genau weiß, dass ich es nicht glaube, so soll er seinen Willen haben.‘ Er tat nun den geforderten Schritt und wurde sogleich ordentlicher Professor.« (Eberty, 37)

Die Familie Ephraim ist also keine Ausnahme, die Familie Mendelsohn bietet dasselbe Bild. Schon der Sohn des berühmten Philosophen Moses Mendelsohn ließ seine vier Kinder 1816 reformiert taufen. In einem Brief des Vaters an seinen Sohn Felix, der schon als Kind Sensation machte mit seiner großen musikalischen Begabung, heißt es: »Du kannst und darfst nicht Felix Mendelsohn heißen, du musst Dich Felix Bartholdy nennen...Heißt Du Mendelsohn, so bist du eo ipso Jude und das taugt Dir nichts, schon weil es nicht wahr ist.«

Gleichwohl hielten Felix und seine Schwester Fanny, ebenfalls bedeutende Komponistin, am Namen des Großvaters fest, wenn sie ihn auch mit dem neuen Namen Bartholdy ergänzten zum Doppelnamen und später Fanny mit dem Namen ihres Mannes Hensel. Die Mutter war eine geborene Salomon. Deren Bruder war preußischer Gesandter in Rom, natürlich getauft, sonst wäre er es nicht geworden. Und er hatte sich den Namen Bartholdy zugelegt, den der Vorbesitzer seines Gartens trug. So war also Felix Mendelsohns Mutter eine geborene Bartholdy.

Paul Heyse, seinerzeit berühmter Schriftsteller, erster deutscher Literaturnobelpreisträger, guter Freund Theodor Fontanes, stammte aus einer Berliner jüdischen Familie. Die Mutter war ebenfalls eine geborene Salomon, Tochter des Juweliers Salomon, der seinen Namen in Salinger änderte. Maximilian Harden, Herausgeber der einflussreichen Zeitschrift »Die Zukunft«, für die auch Fontane schrieb, hatte sich taufen lassen.

Hatte Moses Mendelsohn sich die deutsche Kultur angeeignet, der er wie selbstverständlich angehörte und angehört, so hielt er doch an seinem Judentum fest. Die nachfolgenden Generationen strebten oft statt nach einer Aneignung der Kultur, einer Akkulturation, nach völliger Angleichung an die christliche Gesellschaft, also der Assimilation. Die Religion wurde dabei zum Makel, so dass viele sie zurückließen, manche sich sogar taufen ließen. Die Abkehr von der Religion ist dabei kein allein jüdischer Prozess, sondern einer, der gleichermaßen viele Christen ergriff, wohl Folge der Aufklärung. Nicht ohne Grund richtete der evangelische Theologe Friedrich Schleiermacher seine Schrift »Über die Religion« »an die Gebildeten unter ihren Verächtern«. Es gab also 1799, als die Schrift Schleiermachers erschien, schon genug Verächter unter den Christen bzw. ehemaligen Christen. Für die Juden ging es jedoch nicht nur um eine religiöse oder nicht-religiöse Haltung, sondern um eine existentielle Situation.

Dabei darf nicht vergessen werden, dass die Aufklärung zwei Seiten hat: einmal eine autoritäre, eine Minderheit von Gelehrten weiß, was man denken soll, und drängt es den andern auf, zum andern eine tolerante, man lässt die unterschiedlichen Denkweisen gelten. Die Juden galten den Aufgeklärten als besonders zurückgeblieben, in altem Aberglauben gefangen, mehr noch als die Katholiken. Der Philosoph Johann Gottlieb Fichte hielt die Integration der Juden für unmöglich: »Man müsste ihnen die Köpfe abschneiden und andere aufsetzen, in denen auch nicht eine jüdische Idee wäre.«

Die Emanzipation der Juden in Preußen durch die Stein-Hardenbergschen Reformen mit Edikt von 1812 wurde deshalb nach dem Sieg über Napoleon in der Praxis zurückgenommen. Sie galt ohnehin nur in den alten preußischen Ländern, nicht in denen, die durch den Wiener Kongress hinzugewonnen wurden; nicht einmal 30 Prozent der preußischen Juden kamen in ihren Genuss. Die Ansätze der Emanzipation hatten zudem zu einer Gegenbewegung geführt, die 1819 in den »Hep – hep«- Unruhen zum Ausdruck kam: in Würzburg, Frankfurt am Main und Hamburg kam es zu Ausschreitungen gegen die Juden, die man als Konkurrenten fürchtete, sollten sie wie alle anderen an Handel und Wandel teilnehmen. Eine Berliner Kabinettsorder von 1822

hob die 1812 gegebene Zusage wieder auf: Juden waren weiterhin von einer akademischen Laufbahn ausgeschlossen, weshalb sich viele taufen ließen. Höhere Stellen im Staatsdienst, im Militär waren ihnen sowieso weiterhin und lange noch verschlossen, wenn sie sich nicht taufen ließen. Deshalb ja ihr Drang in die sog. Freien Berufe.

Die Paulskirchenversammlung, in der auch etliche jüdische Abgeordnete saßen, forderte 1848 die Emanzipation der Juden; nach der gescheiterten Revolution kam es jedoch 1850 zu einem Bundesbeschluss, der die Emanzipation der Juden den einzelnen Ländern überließ. In Preußen war das »Gesetz über die Verhältnisse der Juden im preußischen Staat« von 1847 weiterhin gültig, wonach Juden u. a. die Ausübung richterlicher Gewalt verboten war. Felix Eberty, Jurist am Landgericht Hirschberg von 1840 bis 1846, wohl erst, nachdem er sich taufen ließ, und danach am Appellationsgericht in Breslau, verließ daraufhin 1848 aus Protest die Richterlaufbahn und zog sich ins Privatleben zurück, darin seinem Vater Hermann folgend.

Hermann Eberty in einem Brief an Karl August Varnhagen von Ense: »Meine Gegenwart und Zukunft, werter Freund, erscheinen mir jetzt gleich trübe; nur die Vergangenheit bietet mir noch zuweilen einige heitere Bilder, unter welchen unsere jugendliche Freundschaft zu meinen liebsten gehört. Ich bedarf der Erheiterung jetzt mehr als sonst. Schicke mir deshalb Deine Briefe, die Du immer noch bei Dir hast, zurück und wenn Dir das Heraussuchen nicht zu viel Mühe macht, auch sogleich meine an Dich geschriebenen, die Du dann bald wieder haben sollst, wenn sie noch Wert für Dich haben. Ich verspreche mir einen Genuss dieser Erinnerungsfeier, nach welcher ich mich schon lange sehne. Warum sehe ich Dich denn gar nicht? Sind denn die Unglücklichen auch zum Verlust ihrer alten Freunde verurteilt? Mit aller Anhänglichkeit Dein H. Eberty.« (Born, 64)

Hermann Eberty pflegt die Erinnerung an einen Bund, den »Nordsternbund«, dem er angehört hatte; das bekannteste Mitglied war der Dichter Adalbert von Chamisso. Die jungen Männer hingen der »Wissenschaft als Religion« an. Sie trafen sich regelmäßig, meist um Mitternacht, und redeten dann und tranken bis in den grauen Morgen. Wichtig für Hermann war der enge Freundesbund, an dem er gleichberechtigt teilnahm, ohne dass von seinem Judentum die Rede war, eine kostbare Erinnerung, der nichts in seinem Leben mehr gleichkam. Er wäre gerne Künstler geworden, sein Talent reichte wohl nicht, er wurde wie die Väter Kaufmann, ein unwilliger und schlechter Kaufmann, dessen Geschäfte nicht selten mit der Insolvenz endeten. So kam es auch zu Erbstreitigkeiten mit der weitläufigen Familie. Der Komponist Giacomo Meyerbeer, mit der Familie befreundet, schrieb 1839 in einem Brief an seine Frau Minna über die Ebertys: »Woraus Du ersehen wirst, was Eberty, Vater und Sohn, für Ephraims sind.« Ein Zeugnis dafür, dass auch ein Jude Juden vorwirft, gerissen zu sein. Und Zeugnis dafür, dass die Namensänderung die Ebertys nicht von ihrem Judentum befreite. Ansonsten zeigen die Briefe Meyerbeers, dass die Familie trotz allem zusammenhielt.

Rolf Born – tatsächlich Ulf Korn - Nachfahre der Familie, in seinem Buch »Heimann Joseph Ephraim oder Tradition als Bindung«, dem wir die meisten Materialien verdanken: »Durch diesen Ablösungsprozess aus den jüdischen Bindungen, wie er sich bei Hermann durch den Übertritt zum Christentum vollzog, wurden aber auch bei seinen Nachkommen die einst traditionellen, gepflegten Verknüpfungen mit anderen, einst jüdischen, jetzt christlich getauften Familien nicht gelöst. In diesem Sinne verlief auch diese Familiengeschichte wie die vieler anderer einst jüdischer Familien, die untereinander weiterhin in engem Kontakt über mehrere Generationen blieben und deren Verbindungen häufig auch in den späteren Generationen wieder zu Eheschließungen führten. So sei in dieser Familie beispielhaft die Ehe zwischen Rudolf Korn und Elisabeth Stobbe erwähnt. Elisabeth war eine Urenkelin von Hermann Eberty, Rudolf Korn über seine Mutter Elisabeth Friedlaender ein Nachkomme von David Friedlaender. Vielleicht

auch aus dem Gefühl unausgesprochener Sehnsucht nach den aufgegebenen alten Bindungen wurden immer wieder Ehen dieser Familien mit den im jüdischen Glauben verbliebenen oder gerade konvertierten geschlossen.« (Born, 99-100)

Elisabeth Friedlaender, die Mutter von Rudolf Korn, ist die Schwester von Georg Friedlaender, mit dem Theodor Fontane von 1884 bis zu seinem Tode 1898 einen intensiven Briefwechsel pflegte. Der Urgroßvater von Georg Friedlaender war David Friedlaender (1750 – 1834), ein Schüler von Moses Mendelsohn. Seine Brüder Bernhard und Abraham Friedlaender heirateten Edel und Babette Ephraim. Und die Tochter von Bernhard Friedlaender Jeanette wiederum schloss die Ehe mit Veitel Joseph Ephraim, dem Bruder von Hermann Eberty. So gab es enge verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den Familien Ephraim / Eberty und Friedlaender. Fontane lernte die Ebertys denn auch im Hause von Georg Friedlaender in Schmiedeberg im Riesengebirge kennen. Seine Rezension der Erinnerungen von Felix Eberty schrieb er also, bevor er dessen Nachkommen in Schmiedeberg traf. Die Ebertys hatten im nahen Arnsdorf ein Haus, das kaum 5 Kilometer von dem der Friedlaenders entfernt lag, so dass sie sich im Sommer oft besuchten.

Hermann Eberty, der damals in Breslau lebte, erhielt erst 1839 das Bürgerrecht. 1840 kaufte er das Herrenhaus in Arnsdorf mit einem großen Garten, den er in jahrelanger Arbeit zu einem wunderbaren Park gestaltete. Arnsdorf, in einem versteckten Winkel Preußens gelegen, wurde sein Rückzugsort. Dort störte ihn niemand, dort war er zu Hause. Dort verbrachte er mit Gartenarbeit den ganzen Sommer und schließlich fast das ganze Jahr, ein Rückzug aus der Gesellschaft, in der er nicht reüssieren konnte.

Wie der Vater, so der Sohn. Felix Eberty erwarb ein schönes Haus in Breslau, in dem er zurückgezogen mit seiner Familie lebte. 1841 hatte er Marie Hasse geheiratet, die Tochter eines Gutsbesitzers in Kunersdorf bei Hirschberg. Er hatte sie wohl kennen gelernt bei einem Aufenthalt in Arnsdorf. Vier Töchter hatten sie; sie werden Fontane beschäftigen. Über Elisabeth, die älteste, konnte Rolf Born nichts herausbringen. Die zweite Tochter Margaret wurde 1842 geboren, die dritte Babette 1850 und die vierte Marie 1858.

Für Felix Eberty wurden Haus und Garten in Arnsdorf, was sie für seinen Vater gewesen waren: ein kleines Paradies, in dem er ungestört mit der Familie leben konnte. Dort ging er auch seinen wissenschaftlichen Interessen nach. Er besorgte sich ein 2 Meter langes Fernrohr und hielt seine Beobachtungen in der Schrift »Gestirne und die Weltgeschichte« 1846 fest. Die vierte Auflage dieses Büchleins im Spaeth - Verlag Berlin 1925 erhielt ein Vorwort von Albert Einstein, in dem es hieß: »...dieses Büchlein, von einem originellen Menschen geschrieben, entbehrt nicht des aktuellen Interesses«. Felix Eberty schrieb auch Biographien von Lord Byron und von Walter Scott, den Fontane verehrte. In einem siebenbändigen Werk stellte er die preußische Geschichte dar und widmete das Werk dem Schriftsteller Fritz Reuter, der wegen Widersetzlichkeit mehrere Jahre in Festungshaft saß. Seine Kritik an der preußischen Politik des 19. Jahrhunderts war scharf.

»Verfolgungen der gehässigsten Art, verfassungswidrige Verhaftungen und Ausschreitungen folgten Schlag auf Schlag, politische und kirchliche Heuchler wurden belobt, jeder aufrichtige Freund des Vaterlandes verfolgt. Auf diese Weise verstanden die Minister ihre Aufgabe »die konservative Fahne hochzuhalten«. Tief und tiefer sank unter solchem Regiment der Staat Friedrichs des Großen.« (Born, 122)

Die Misere der Gegenwart wird vom Ideal der Vergangenheit abgehoben: das Zeitalter Friedrichs II. erscheint in einem besseren Licht, als ihm gebührte. Das finden wir auch bei Fontane,

der mitunter das neue Preußen vom alten Preußen unterscheidet. Das erleichtert die Kritik an der Gegenwart, weil nicht Preußen als solches gescholten wird, sondern nur Auswüchse des gegenwärtigen. Das eigentliche Preußen scheint davon unberührt. Das mag auch der Grund sein, warum Feix Eberty ein anerkennendes Schreiben von Kaiser Wilhelm I. zu seinem Werk erhielt.

Ein Überblick über diese preußische jüdische protestantische Familie, den Nachkommen des berühmten Hofjuweliers und Bankiers Veitel Heine Ephraim, mit dessen Urenkel Felix und Ururenkeln Margarete, Babette und Marie Theodor Fontane in Kontakt kam.

Veitel Heine Ephraim und seine Frau Elke Fränkel hatten unter anderen den Sohn Joseph Veitel Ephraim, der mit Bela Gumpel verheiratet war, die aus den Niederlanden stammte. Deren Sohn wiederum war Heimann Joseph Ephraim, der sich seit 1810 Hermann Eberty nannte, dessen Frau Babette Mosson kam aus jüdischer Familie. Hermann wiederum hatte den Sohn Felix Eberty, der Honorarprofessor an der Universität Breslau war, aber keine Vorlesungen hielt, wie es scheint, sondern Vorträge; er wurde 1826 getauft. Mathilde und Anna, die Schwestern von Felix, hatten keine Kinder. Felix heiratete Marie Hasse aus jüdischer Familie. Sie hatten vier Töchter, von der ersten wissen wir nichts. Die zweite Margarethe heiratete Otto Stobbe, der Jura-Professor in Breslau und dann in Leipzig war. Sie hatten eine Tochter Elisabeth, die den Juristen Rudolf Korn heiratete, dessen Mutter eine Friedlaender war. Korn machte Karriere bei den Stahlwerken Krupp, was Fontane imponierte. Er traf ihn als Neffe seines Freundes Georg Friedlaender in dessen Haus in Schmiedeberg.

Der dritten Tochter Babette Eberty gelang, was viele jüdische Eltern für ihre Töchter wünschten: sie ehelichte einen Adligen, einen von Bülow aus alter, weitverzweigter märkischer Familie. Er war zuletzt Oberstleutnant an der Kriegsakademie. Babette war Schriftstellerin, unter dem Namen Hans Arnold publizierte sie. Fontane äußerte sich freundlich über ihre Novellen. Ihr Sohn Joachim von Bülow studierte Jura wie die meisten Männer der Familie und promovierte mit summa cum laude, also mit höchstem Lob, ging dann aber nach Paris, um Maler zu werden. Dort lernte er die Malerin Agnes Salomon kennen, die er 1905 heiratete – zum Kummer seiner Mutter, die erhebliche Einwände gegen eine jüdische Schwiegertochter hegte. Schließlich war sie nun eine von Bülow. Erst nach der Geburt des ersten Kindes gab sie ihren Widerstand auf, wie Rolf Born berichtet. Die letzte Person, die Fontane besonders interessierte: Marie Eberty heiratete den reichen jüdischen Kommerzienrat Richter, Papierfabrikant, dessen Anwesen in der Nähe des Hauses der Ebertys in Arnsdorf lag. Sie war eine schöne Frau, wie Fontane gerne hervorhob. Rolf Born über die Biographien der Familie:

»Bei allen vorliegenden Biographien, wie sie uns Felix Eberty und seine Nachkommen hinterlassen haben, wird die auffallende Zurückhaltung in den Angaben familiengeschichtlicher Zusammenhänge deutlich.« Schon Felix scheute jeden Hinweis auf die Vorfahren Ephraim. »Auch Babette [von Bülow], seine Mutter vermeidet jede Namensgebung in ihren Jugenderinnerungen, die die Familie betrifft.« »Aber auch Georg Ebers, ein Nachkomme von Nathan Veitel Ephraim, der etwa zur gleichen Zeit wie Felix Eberty lebte, gibt in seiner Biographie keine Hinweise auf Familienzusammenhänge. Auf dieses auffallende Verschweigen von familiengeschichtlichen Zusammenhängen – dies gilt für alle weiteren Lebensbeschreibungen in dieser Familie – machte unlängst Hans Hoppe aufmerksam.« (Born, 163-164)

Rolf Born spricht vom »Verdeckungsprinzip«. Lediglich im ersten Buchstaben E wurde die Tradition aufrecht erhalten, doch innerhalb der wachsenden Familie hielt man eifrig an allem fest, was aus der Ephraim-Erbenschaft erhalten geblieben war: Möbel, Bilder, Vasen und Geschirr. Als Kostbarkeiten wurden sie über Generationen bewahrt, Erinnerungsstücke an die

Ephraims, bis im 2. Weltkrieg vieles verloren ging. Immerhin hat dieses Verdeckungsprinzip die meisten Mitglieder der Familie vor der Verfolgung durch die Nationalsozialisten geschützt, wenn sie auch immer befürchten mussten, doch entdeckt zu werden.

Theodor Fontane lernte im Juli 1884 bei einem seiner Ferienaufenthalte im Riesengebirge den Amtsrichter Georg Friedlaender (1843 – 1914) kennen, in dessen schönem und gastlichem Haus in Schmiedeberg er hinfert gerne verkehrte. Von 18. August 1884 bis 29. August 1898, also bis einen Monat vor seinem Tode, korrespondierte Fontane mit Friedlaender: ein Briefwechsel von 14 Jahren, als Buch 434 Seiten dick, der nicht nur Thomas Mann entzückte, der einen schönen Aufsatz darüber schrieb, als 1954 die Ausgabe erschien. Die Briefe Friedlaenders sind leider nicht erhalten.

In einem Brief an seine Tochter Martha, genannt Mete, aus Wyk vom 25. August 1891 charakterisiert Fontane den Freund, der kaum Interesse an den Angelsachsen habe, Fontanes großes Thema, auch nicht an Historischem oder Geographischem: »Kaum dass er Geduld hat einer alten fritzischen Anekdote zuzuhören, wenn sie nicht sehr drastisch ist. Aber so gewiss dies ein Mangel ist, so gewiss ist es auch, dass er sich innerhalb seiner Welt mit einer vollkommenen Meisterschaft bewegt. Er erinnert mich in all diesen Stücken ganz außerordentlich an Richard Lucae (Freund Fontanes), der auch so virtuos war, weil er seine Geschichten, lauter Kabinettstücke, schon hundertmal erzählt hatte. F. ist vielleicht äußerlicher, aber trotz dieses Gewichtlegens auf gutsitzende Hosen usw. doch viel unbourgeoishafter, ein Vorzug, der mir, je älter ich werde, immer mehr bedeutet. Ich hasse das Bourgeoishafte mit einer Leidenschaft, als ob ich ein eingeschworener Sozialdemokrat wäre. »Er ist ein Schafskopf, aber sein Vater hat ein Eckhaus«, mit dieser Bewunderungsformel kann ich nicht mehr mit.«

Fontane, der gerne plauderte, liebte es, mit Friedlaenders zu plaudern, auch die Frau und die beiden Töchter schätzte er. Im Brief an seine Frau vom 21. August 1891 aus Wyk: »Die Wohnung ist gut, die Verpflegung noch besser, und in Friedlaenders habe ich einen Anhalt und die Möglichkeit eines Gesprächs; käme das in Wegfall, wäre ich längst fort.« Und im Brief an Martha vom 25. August 1893, diesmal aus Karlsbad: »Sie ist eine reizende Frau, durchaus gescheit und von einer vorzüglichen Gesinnung in allen Stücken. Er ist ganz der alte; ich kenne nun alle seine Geschichten, aber ich lasse sie mir gern alle wieder erzählen – er macht es gut und es steckt was drin.« Und an Martha am 1. September 1892 aus Zillerthal im Riesengebirge: »Friedländer, der infolge Urlaubs seines Kollegen jetzt sehr viel zu tun hat, kommt trotzdem täglich und ist uns immer eine Freude.« Er ist also glücklich über die Beziehung zur Familie Friedlaender, die ihm oft das Leben erleichterte und auch, als er krank war, hilfreich zur Seite stand.

Schon zu Anfang scheint er von Georg Friedländer informiert über die im nahen Arnsdorf wohnenden Ebertys, denn im Brief vom 14. August 1885 aus Krummhübel schreibt er: »Gestern waren wir in Arnsdorf und sahen das ganze Haus Eberty: Frau Richter im Landauer auf dem Weg nach Schmiedeberg oder Krummhübel und dann Herrn v. Bülow und Frau in der Arnsdorfer Dorfgasse. Mit Hans Arnold (Pseudonym von Babette von Bülow) sprach ich ein paar Minuten und empfing einen angenehmen Eindruck Ich glaube, sie spricht, wie sie schreibt, d. h. sie hat auch im Sprechen die beneidenswerte Gabe, das Kleinzeug der Unterhaltung durch etwas »je ne sais pas quoi-kiges« (Ich weiß nicht was), wie mein Freund Lucae zu sagen pflegte, mit einem gewissen Reiz auszustatten, so dass auch das Alltägliche in die Sphäre des Pikanten gehoben wird. Dies ist wirklich eine Gabe. Die meisten Menschen haben nur die, das an sich Bedeutende zu trivialisieren.«

Am 19. September 1886 äußert er sich in einem Brief aus Berlin an Friedlaender über den christlichen und den jüdischen Geist und dies anhand der Familie Eberty. Merkwürdig: einerseits schätzt er die geistreiche Unterhaltung mit den Ebertys und mit den Friedlaenders, andererseits stört ihn ihr Judentum. Sein Vorurteil gegenüber Juden kommt hier zum Ausdruck, ein merkwürdiges Vorurteil, weil es gekoppelt ist mit vielen Freundschaften, die Fontane zeit seines Lebens mit Juden hatte. Das »Verdeckungsprinzip«, wie Rolf Born es nannte, funktionierte eben doch nicht: waren die Ebertys auch Protestanten, so blieben sie doch Juden.

Fontane: »Ihrer Charakterisierung der Häuser Grosser und Richter kann ich nur zustimmen – das ist eben der Unterscheid zwischen christlichem und jüdischem Geist. Der letztere hat so viel Blendendes und Verführerisches und jeder Berliner (ich selbst in hohem Maße) ist ihm auf länger oder kürzer verfallen gewesen. Er hat auch viel Fördersames. Im Ganzen ist er aber ein Unglück und etwas durchaus niedrig Stehendes Darauf bezieht es sich auch, wenn ich so oft Ihnen widersprach und von der zu allgemeinen Annahme gewordenen Überlegenheit des jüdischen Geistes nichts wissen wollte. Die Juden haben nichts von der germanischen Schwerfälligkeit, sie sind quick, witzig, zugespitzt im Ausdruck, aber der germanische Geist ist dem jüdischen unendlich überlegen. Letzterer bringt einen auf Dauer einfach zur Verzweiflung und kann einem das sogenannt Geistreiche geradezu verleiden.«

Erstaunlich ist doch, wie er immer mal wieder mit Friedlaender über »das Jüdische« spricht, aber in diesen Fällen nie in Betracht zieht, dass Friedlaender Jude ist, was er dann in einem Brief an Paulsen feststellt. Mal ist er Jude, mal nicht? Er sieht ihn jedenfalls hier als einen gleichberechtigten Gesprächspartner. Zudem: Das »Unterhaltliche« schien ihn doch zu faszinieren, denn sein Interesse an Richters und Ebertys erlahmte keineswegs. Er verkehrte nach wie vor mit ihnen und freute sich ihrer Besuche, so am 19. Februar 1887, als die Richters in Berlin an seine Tür klopfen. Oder im Brief vom 5. Oktober 1888, als er um Neuigkeiten über Marie Richter bittet: »unsre schöne Freundin (so darf ich sie doch nennen)«. Er hatte immer Gefallen an ihr, auch als sie wie Effi Briest einen Seitensprung wagte und es zur Scheidung kam.

»Die arme Frau Richter, für die ich bis diesen Tag ein Tendre (Zuneigung) habe; eigentlich ist sie an einem Hochmut gescheitert und noch dazu an einem wenig motivierten. Sie spielte sich in ihrem ›Unglück‹, d. h. in dem alten, unechten, in Arnsdorf immer auf die ›feine Frau‹ hinaus und das war sie nie. Sie war nett, quick, lebhaft, voll Unternehmungslust und guter Einfälle, aber sie hätte die Schlossherrin von Arnsdorf ruhig weiterspielen können. ›Commerzienrätin Richter‹ war gerade, was für sie passte. Natürlich ist er ein Knoten und als er sich selber ›Pferdejude‹ taufte, traf er es wundervoll, aber er hat ein Stück von einem Genie, war nicht kleinlich (in nichts), war reich, liebte die Frau und ließ sich um den Finger wickeln. Gescheitert seitens der Frau ist alles an der Vorstellung von einem erhabenen Ebertytum. Nun Familiengefühl ist eine schöne Sache und der alte Eberty war ein kluger Mann; aber ob es so mit ihm stand, dass Hochmut bei seiner Hinterlassenschaft großgezogen werden konnten, das weiß ich doch nicht.« Im Zweifel zwischen Eberty und Richter, der ja auch Jude war, entschied er sich für Richter, wie er am 2. Dezember 1892 schreibt: »Eine merkwürdige Familie die Ebertys, begabt, aber nicht mein Geschmack. Richter, in seinem gesunden und klugen Naturburschentum, steht mir viel höher.« Hier unterscheidet er die Individuen und wirft sie nicht als Juden allesamt in einen Topf. So sieht er auch weiterhin Richter anders als die Ebertys: »Sie (die Richters) sind eben keine Ebertys, keine von ihrer Weltbedeutung Durchdrungenen, die sich für einen Papierfritzen für zu gut halten, aber doch sein Geld haben wollten.«

Diese Kritik an den Ebertys, die sich für etwas Besseres hielten, greift Rolf Born in seinem Buche auf und er gibt Fontane recht. Die Ebertys, meint Born, sahen sich immer noch vor der Kulisse des 18. Jahrhunderts, als die Ephraims erfolgreich waren. Sie waren noch nicht im

bürgerlichen 19. Jahrhundert angekommen. Einerseits wollten sie ihre jüdische Herkunft verdecken, Ablehnung mit Recht fürchtend, andererseits sehnten sie sich nach Ruhm und Reichtum der jüdischen Ahnen. Sie lebten rückwärtsgerichtet und dadurch auch isoliert von ihrer Umwelt, dies aber nicht ganz freiwillig. Rolf Born: »Zwangsläufig wurden mit der angestrebten Weiterführung des Ephraimschen Lebensstils auch Umgangs- und Verhaltensformen aus dieser Zeit mitgetragen. Gegen diese Lebensform wendet sich Fontane, da sie nach seinem Gesellschaftsverständnis nicht mehr zeitgemäß war. Aber gerade die verbreitete Distanz zum Jüdischen, für die hier Fontane nur beispielhaft steht, war es, wodurch diese Familien immer wieder unter den ›Ephraimschen Baldachin‹ und damit in die erneute Isolierung gedrängt wurden. Ihr vergangenheitsbezogenes Anderssein verstärkte sich hierdurch zeitbedingt. Nach außen hin aber waren sie bemüht, ihre in der Familientradition eingebundene Lebensform weitestgehend abzudecken.« (Born, 172-1773)

Im Brief vom 8. Juli 1895 an Friedlaender befasst sich Fontane noch einmal mit Marie Richter und knüpft daran wieder eine unverständliche Vorstellung vom »Judengeist« an, der etwas anderes als die Juden sei. Was und wo ist dieser Geist, wenn er nicht in den Juden ist und durch diese zum Ausdruck gebracht wird? Es ist offensichtlich ein antisemitisches Vorurteil: »Vor etwa drei Wochen war Frau Richter an unserer Tür, aber niemand war zu Haus. Es tat mir leid, weil die arme Frau, die sie schließlich doch ist, mutmaßlich mal ihr Herz ausschütten wollte, aber am Ende war es so besser. Was soll man ihr sagen? Diese elende Ebertyerei, diese bornierte Vorstellung von einer Breslauer Familienwichtigkeit ist an allem schuld, lauter Dinge, die man ihr doch nicht sagen kann. Denn ich vermute, sämtliche Ebertys glauben noch immer an sich. Alle Klüngel sind schlimm, aber die Judenklüngerlei ist die schlimmste. Wie mein Gefühl gegen den Agrariergeist beständig wächst, so auch mein Gefühl gegen den Judengeist, der was ganz anderes ist als wie die Juden. Der Judengeist, der uns 50 Jahre lang beherrscht hat, von Anno 20 bis Anno 70, ist kolossal überschätzt worden. Er repräsentiert eine niedrige Form geistigen Lebens, so niedrig, dass wenn ich jetzt einen klugen Mann, er sei Jude oder Christ, Judenwitze machen höre, ich in seine Seele hinein verlegen werde.«

Wenn er nur sagte, was er mit Judengeist meint, der etwas »anderes ist als die Juden«, dann könnte man ihn vielleicht verstehen. Meint er eine bestimmte Geisteshaltung? Sagen wir Oberflächlichkeit, Wendigkeit, Witzigkeit, was auch immer. Aber warum ist das Judengeist? Gibt es das nicht auch bei Christen? Seine mangelnde Konkretetheit in diesem Punkt, die sich an anderer Stelle wiederholt, gibt ihm den antisemitischen Ruch. Der Brief endet: »Das müssen wir einmal gründlich durchsprechen, am liebsten auf einem Spaziergang zwischen Pupp und Kaiserpavillon. Denn ich habe immer noch die Hoffnung, dass Sie und Ihre verehrte Frau doch wenigstens 14 Tage für Karlsbad abstoßen.« Er will also mit dem Juden, als den er doch den Protestanten Friedlaender betrachtet, sich über den Judengeist unterhalten, ausgerechnet mit ihm. Und er wünscht sich dringlich die Gesellschaft dieses Mannes, den er nach Karlsbad zu ziehen sucht. Er schätzt ihn also sehr. Um so mehr verwundert ein Brief, den er am 12. Mai 1898, also vier Monate vor seinem Tod und nach 14 Jahren Freundschaft mit Friedlaender an den Pädagogik - Professor Friedrich Paulsen schrieb. Es ist das Peinlichste, was von Theodor Fontane zu berichten ist.

Zunächst geht es um die Juden: »Es ist trotz all seiner Begabungen, ein schreckliches Volk, nicht ein Kraft und Frische gebender Sauerteig, sondern ein Ferment, in dem hässliche Formen der Gärung lebendig sind, - ein Volk, dem von Uranfang etwas dünnlich Niedriges anhaftet, mit dem sich die arische Welt nun mal nicht vertragen kann...« Hier steht nicht christlich als Widerpart zu jüdisch, sondern arisch, hier geht es also nicht um die Religion, sondern um die Rasse. Weiterhin: »Und das alles unausrottbar. Ein Freund von mir, Rath und Richter, aus einer angesehenen und reichen und seit 3 Generationen im Staatsdienst stehenden Judenfamilie, der



längst verstorbenen Vater orthodoxer Musterchrist, der Sohn selbst klug und geschickt und mit einem ehrlich verdienten Eisernen Kreuz bewaffnet. Und doch Stockjude, so sehr, dass seine feine und liebenswürdige Frau blutige Tränen weint, bloß weil ihr Mann die jüdische Gesinnung nicht los werden kann. Es ist auch kein Ende davon abzusehen und es wäre besser gewesen, man hätte den Versuch der Einverleibung nicht gemacht. Einverleiben lassen sie sich, aber eingestiegen nicht. Und das alles sage ich (und muss es sagen), der ich persönlich von den Juden bis diesen Tag nur Gutes erfahren habe.«

Ist das Opportunismus, schreibt er das, um Friedrich Paulsen nach dem Munde zu reden? Paulsen war damals ein berühmter Philosoph an der Berliner Universität, Begründer der Pädagogik als Hochschulfach, das er als erster dort lehrte. Fontane korrespondierte erst in seinen letzten Jahren mit ihm, die meisten Briefe sind kurz: Danksagungen für Rezensionen und für Bücher, immer sehr höflich, sehr respektvoll, ja mitunter devot. Paulsen war sehr einflussreich. Und er war ein »verschämter Antisemit« wie manche Akademiker damals. Rudolf Steiner, der spätere Anthroposoph, schrieb 1901 einen aufschlussreichen kritischen Artikel über den verschämten, also leicht versteckten, Antisemitismus Paulsens. Versprach sich Fontane Vorteile von diesem Mann? Und selbst wenn, so ist es doch ein Verrat an einem Freund – er nennt ihn Freund –, mit dem er 14 Jahre lang eng verbunden war, ohne dass ihn dessen jüdische Gesinnung gestört hätte. Was aber ist jüdische Gesinnung? Wiederum ein Begriff, der nicht erläutert wird, so dass man nicht versteht, was er damit meint, es sei denn, er spielt auf verbreitete Vorurteile an: so sind halt die Juden.

Wie konnte er mit einem solchen Mann 14 Jahre lang korrespondieren und alle Informationen über Familie, Freunde, Kollegen, Arbeit, mit ihm teilen? Lag das nicht doch an dessen geistreicher »jüdischen Art«, die ihn sonst so erfreute? Und ist diese Geistigkeit nicht auch ein Ergebnis seiner Herkunft? Und woher weiß er, dass die Frau blutige Tränen weint? Hat sie ihm das mitgeteilt? Er hat keine Gründe, es ist ein diffuses Vorurteil. Das war schon 1855 so, als er den Roman »Soll und Haben« von Gustav Freytag wegen der negativen Darstellung der Juden rügte. Er verteidigte die Juden, aber schrieb: »Zugegeben, es wäre besser, sie fehlten oder wären anders«, ohne zu sagen, wie er zu diesem Urteil kam.

Fontanes Äußerungen zur »Judenfrage« sind nicht eindeutig. Die einzelnen schätzte er in der Regel, deshalb ist sein Urteil über Friedlaender so verstörend. Er hatte immer jüdische Freunde, Kollegen, Verleger – Wolfsohn, Heyse, Hertz, Auerbach, Lazarus, Meyer; Friedrich Cohn war der Kompagnon seines Sohnes Friedrich in dessen Verlag. Er war verheiratet mit der damals bekannten Schriftstellerin Clara Viebig. Als die protestantische Mutter sich gegen eine Heirat ihrer Tochter mit einem Juden stellte, vermittelte Fontane, so dass die Mutter schließlich zustimmte. Paul Meyer war sein Rechtsanwalt, den er als Testamentsvollstrecker einsetzte. Er hat, wie er sagt, von Juden immer nur Gutes erfahren. Und sein treuestes Publikum waren die Juden. Mit dem Ehepaar Sternheim waren die Fontanes eng befreundet. »Frau Sternheim war die nächste und bewährteste Freundin der Familie seit Jahren«, schreibt Schwiegersohn Fritsch in einer Fußnote zu den Familienbriefen.

Und diese lobt Fontane denn auch in einem Brief an Mete vom 24. April 1891: »Denn Frau Sternheim ist so ziemlich die normalste, angenehmste und liebenswürdigste Frau, die ich kenne. Es ist von der Alten her ein ungeheuer guter Fonds in der ganzen Familie; fast als ob das Altmärkische, das ich sehr hoch stelle, das Jüdische wohltuend beeinflusst und die guten Judenseiten bei Kraft und Leben erhalten hätte.« Also eine glückliche Verbindung des Märkischen mit dem Jüdischen. Und die guten Judenseiten – die gibt es also – gingen nicht verloren.

Was ihn störte, ist offensichtlich die Menge, also wenn er viele Juden auf einem Fleck sah, wie er in einem Brief aus Karlsbad am 17. August 1893 schreibt: »Ich hätte nie geglaubt, dass es so viele Israeliten auf der Welt überhaupt gibt, wie hier auf einem Hümpel versammelt sind. ... Ich halte viel von den Juden und weiß, was wir ihnen schulden, wobei ich das Geld nicht einmal in Rechnung stelle. Aber was zu toll ist, ist zu toll.« Sein Urteil schwankte. So berichtet er in einem Brief an Friedlaender vom 4. Oktober 1891 von einem Gespräch mit einem Realschullehrer, der sagte: »Sonderbar, die Juden bei uns tun die deutsche Kulturarbeit, und die Deutschen leisten als Gegengabe den Antisemitismus.« Und er fügt hinzu: »Kolossal richtig.« Im Brief an Mete vom 21. August 1893 nennt er den antisemitischen Agitator Ahlwardt einen »Lump« und einen »Verräter«. In der Erstausgabe der Familienbriefe wurde das gestrichen.

In einem Brief an Friedlaender vom 9. November 1892 schreibt er: »Die Judenfeindschaft ist, von allem Moralischen abgesehen, ein Unsinn, sie ist einfach undurchführbar; alle Menschen, die ich hier kenne, ganz besonders auch Militär und Adel, sind in eminentem Grade von den Juden abhängig und es mit jedem Tag mehr. Ich halte es für ganz unmöglich, diesen Zustand zu ändern. 61 Prozent aller Berliner Häuser sind in Judenhänden und in zehn oder zwanzig Jahren werden es wohl 80 Prozent sein. Wie will man da heraus? Es gibt kein anderes Mittel als Stillhalten und sich mit der allmählichen Christianisierung zufrieden zu geben. Es ist uns gleichgültig, ob der Ahnherr des alten Blücher ein Wendenfürst war und so kann es uns auch gleichgültig sein, ob die zukünftigen Schlachten an der Katzbach von einem Abkömmling Moses oder seines Chefredakteurs Loewisohn geschlagen werden.« Erstaunlich wieder, wie er mit Friedlaender spricht, nicht wie mit einem Juden, sondern wie mit einem Christen, mit dem er über die Juden diskutiert.

Fontane hatte zwei jüdische Patensöhne: Hans Sternheim, Sohn des von ihm so geschätzten Ehepaars Sternheim, und Otto Meyer, Sohn seines Rechtsanwalts Paul Meyer. Paul Meyer verlor 1934 seine Rechtsanwaltslizenz und starb 1935 mit 78 Jahren, sein Sohn konnte in die USA emigrieren. Hans Sternfeld gründete 1927 einen Fontane – Kreis, der sich bis 1933 regelmäßig traf. Hans Sternfeld und seine Frau wurden 1942 nach Theresienstadt deportiert und 1944 in Auschwitz umgebracht.

Der organisierte Antisemitismus hatte zu Fontanes Lebenszeit begonnen. 1879 hatte in Berlin Wilhelm Marr die Antisemiten-Liga gegründet und des Hofpredigers Stoecker Christlich-Soziale Partei begann mit antisemitischen Parolen Wähler zu werben, was wenig erfolgreich war. Wolfgang Benz: »Insgesamt hatte der organisierte Antisemitismus im Kaiserreich zwar keinen politischen Einfluss erringen können; zum kulturellen Klima der Zeit leistete die neue Strömung aber einen schwer zu unterschätzenden Beitrag, und ihre Agitation und Publizistik, die in die öffentliche Diskussion eingeführten Schlagworte und Postulate bildeten Keime, die nur auf günstige Bedingungen zu ihrer Entfaltung warteten.« (Benz, 161) Es kam auch zum sogenannten Antisemitismusstreit zwischen den bekannten Historikern Heinrich von Treitschke und Theodor Mommsen. Treitschke forderte von den Juden, dass sie rückhaltlos Deutsche werden müssten. Auf die »Jahrtausende germanischer Gesittung« sollte nicht eine »deutsch – jüdische Mischkultur« folgen. Er warnte vor dem »gefährlichen Geist der Überhebung in jüdischen Kreisen« und schrieb den verhängnisvollen Satz: »Die Juden sind unser Unglück.« Theodor Mommsen wandte sich deshalb 1880 in seiner Schrift »Auch ein Wort über unsere Juden« dagegen, die Juden als Bürger zweiter Klasse zu betrachten. Und er sah die Gefahr eines »Bürgerkriegs einer Majorität gegen eine Minorität«, was eine »nationale Calamität« wäre. Allerdings ist auch Mommsen für die Assimilation der Juden, wenn er auch darauf beharrt, dass den Juden dieselben Rechte wie den Christen zustünden. »Selbstverständlich ist unsere Nation durch Recht und Ehre verpflichtet, sie (die Juden) in ihrer Rechtsgleichheit zu schützen, sowohl vor offenem Rechtsbruch wie vor administrativer Prellerei.« (Benz, 164)

Fontanes Äußerungen über »Judengeist« und »Judenklüngel« sind durch nichts zu entschuldigen, aber zu ihrem Verständnis kann man dreierlei beitragen. Zum Ersten der wachsende Antisemitismus im Kaiserreich zu dieser Zeit, der offensichtlich auch ihn mitunter ergriff. Zum Zweiten seine Zornesausbrüche im Alter. Er ist ja nicht nur der gelassene Alte, der auf sein Leben freundlich zurückblickt, sondern auch der zornige Alte, dessen Geduld in manchen Dingen am Ende ist. So sein vernichtendes Urteil über das Preußen Kaiser Wilhelms II. in einem Brief vom 2. November 1896 an Friedlaender: »Alles, was jetzt bei uns obenauf ist..., ist mir grenzenlos zuwider: dieser beschränkte selbstsüchtige rappschige Adel, diese verlogene bornierte Kirchlichkeit, dieser ewige Reserve- Offizier, dieser gräuliche Byzantinismus. Ein bestimmtes Maß von Genugtuung verschafft einem nur Bismarck und die Sozialdemokratie, die beide auch nichts taugen, aber wenigstens nicht kriechen.« Und so auch seine Ungeduld mit einer bestimmten geistreichen Art der Konversation, die er selbst pflegte und liebte, und die ihn nun zu nerven schien, so dass er sie den Juden in die Schuhe schob.

Und schließlich als Drittes: es gab oft beide Seiten der Medaille bei ihm, was er bei dem Schriftsteller Willibald Alexis lobte. Er war liberal und konservativ, er war 1848 Revolutionär und zwei Jahre später im Pressebüro der Regierung. Er kritisierte den Adel, fand aber glänzende Exemplare unter ihm. So ist er judenfreundlich mit gelegentlichen judenfeindlichen Ausfällen. Nur wer beide Seiten sieht, wird ihm gerecht. In seinen Romanen jedoch, und diese machen seine Größe aus, ist er über vieles hinaus, was seine Zeit noch bestimmte und was auch ihn, wie wenig auch immer, noch gefangen hielt. Ein Vergleich von »Effi Briest« mit Friedrich Spielhagens »Zum Zeitvertreib«, einem Roman, der nach demselben Vorfall konstruiert wurde, macht das deutlich. Hans Otto Horch stellt am Ende seiner Untersuchung zu »Fontane, die Juden und der Antisemitismus« zu Fontanes erzählerischem Werk fest, dass »dessen Gehalt – trotz der problematischen biographischen Spuren in ihm – weit über den notwendigerweise durch Ideologien der Zeit beschränkten Horizont des Autors hinausweist«. (Horch, 304)

Henry H. Remak, als jüdischer Berliner 1916 geboren, Emigrant in den USA, Germanistikprofessor der Universität von Indiana in Bloomington, sprach, 82 Jahre alt, 1998 auf der Konferenz zum 100. Todestag Fontanes in Potsdam. Er erzählte, dass sein Vater Fontane noch auf seinen Spaziergängen im Tiergarten begegnete. Und dass der Vater noch Kontakt hatte zu Menschen, die Fontane kannten: Friedrich Theodor Cohn, Mitverleger von Friedrich Fontane, Otto Meyer, Sohn von Fontanes Rechtsanwalt Paul Meyer; Fontane setzte diesen jüdischen Rechtsanwalt als Nachlassverwalter ein. Seit seiner Gymnasialzeit, so Remak, liebe er Fontane und seitdem beschäftige er sich mit ihm. Und nun spreche er über Fontane und die Juden: »In unserer Untersuchung werden wir manches Unerfreuliche finden, das einen Schatten auf Fontane wirft. Das ist für uns, die wir Fontane lieben, eine peinliche, aber notwendige Erfahrung.« (Remak, 185)

## **Literatur**

Felix Eberty: Jugenderinnerungen eines alten Berliners. Mit einem Geleitwort von Georg Hermann und einem Nachwort von Theodor Fontane. Comino – Verlag, Berlin 2015. (Das Nachwort ist die Rezension Fontanes aus der »Vossischen Zeitung«.)

Felix Eberty: Die Gestirne und die Weltgeschichte. Mit einem Geleitwort von Albert Einstein. Comino – Verlag, Berlin 2016.

Rolf Born: Heimann Joseph Ephraim oder Tradition als Bindung. Oberbaum – Verlag Berlin 1988. (Mit zahlreichen Abbildungen).

Wolfgang Benz´ und Henry H. Remaks Aufsätze stehen im 1. Band von: Theodor Fontane am Ende des Jahrhunderts. Internationales Symposium des Fontane – Archivs zum 100. Todestag Fontanes 1998. Hrsg. Von Hanna Delf von Wolzogen in Zusammenarbeit mit Helmuth Nürnberger. 3 Bände. Würzburg 2000.

Rudolf Steiner: Verschämter Antisemitismus (Über Friedrich Paulsen) in: Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus 1901, II. Jahrgang, Nr. 46. ([www.dreigliederung.de/essays](http://www.dreigliederung.de/essays))

Axel Schmitt: Von der antisemitischen Zeitströmung nicht unberührt. Michael Fleischer klärt das Verhältnis Fontanes zur »Judenfrage«. In: <https://literaturkritik.de/id/6316>

Hans Otto Horch: Theodor Fontane, die Juden und der Antisemitismus. In: Fontane – Handbuch. Hrsg. Von Christian Grawe und Helmuth Nürnberger. Stuttgart 2000.

*Der Aufsatz geht zurück auf einen Vortrag, den der Autor auf Einladung der EphraimVeitel Stiftung am 1. Oktober 2019 im Berliner Märkischen Museum hielt.*

*Der Autor hat eine Biographie Fontanes vorgelegt, die 2019 im Verlag C. H. Beck erschien.*